

Zeitschrift: Allgemeine schweizerische Militärzeitung = Journal militaire suisse =
Gazetta militare svizzera

Band: 8=28 (1862)

Heft: 12

Artikel: Wehrgedanken

Autor: [s.n.]

DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-93235>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 25.11.2024

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

verdorbenes Blut zirkulirt hat, keine gesunde Speise sein kann und daß, wenn auch eine einzelne Mahlzeit von solchem Fleische nichts schadet, dieß doch nicht bei fortgesetztem Genuße solch verdorbener Substanzen der Fall wäre.

Das gekochte Fleisch ist dem Verderben in einer der Gesundheit höchst nachtheiligen Weise ausgesetzt, indem sich an demselben sehr giftige Schwämmchen (Schimmel) bilden, welche sich vorzugsweise auf dem Jus des Fleisches durch den Einfluß von Luft, Feuchtigkeit und Hitze entwickeln. Es ist deshalb unklug während der Hitze gekochtes Fleisch lange mit dem Jus oder der Fleischbrühe aufzubewahren, wenn man nicht Gelegenheit hat, dasselbe gleich nach dem Kochen an einen kühlen Ort zu stellen.

Bereitung der Fleischbrühe. Obwohl die Bereitung der Soldatensuppe nicht schwierig zu sein scheint, so ist doch eine richtige Zubereitung derselben von Wichtigkeit, indem hiervon die Qualität der Fleischbrühe abhängt. Das Fleisch muß im kalten Wasser beigelegt, und dann durch starkes Feuer das Wasser rasch zum Sieden gebracht werden. Man entfernt dann den Schaum, fügt das Salz hinzu und vermindert das Feuer, denn bei starkem Feuer würde die Suppe durch zu heftige Verdampfung einen großen Theil ihrer schmackhaften und aromatischen Bestandtheile verlieren.

Die Gemüse kochen sich schneller als das Fleisch und werden deshalb erst eine starke Stunde nach demselben in den Topf gebracht. Die Mehlspeisen müssen ziemlich lange kochen, bis ihr Inneres der Fleischbrühe zugänglich wird. Der Reis wird gewöhnlich zu stark gekocht, er verliert dadurch seine Form, wird teigig und weniger nahrhaft. Die krautartigen Gemüse und die Wurzeln müssen zwar gehörig weich werden, dürfen aber dabei ihre Form nicht verlieren. Die Gemüse dürfen nicht in zu großer Menge gebraucht werden, weil sonst der Gemüsegeschmack in der Suppe vorherrschen würde. Was die zu verwendende Wassermenge anbelangt, so muß sie so berechnet werden, daß sich dieselbe in der Suppe um $\frac{1}{3}$ einkocht, und daß man nicht genöthigt sei der Abendsuppe zu viel neues Wasser beizufügen, was die Fleischbrühe verderben würde.

Der Pfeffer wird erst unmittelbar vor der Auftheilung hinzugefügt; kommt Brod in die Schüsseln, so wird der Pfeffer auf die Brodschnitten gestreut.

Bouillon à la minute. Hat man Eile, so kann man auf Unkosten des Fleisches in einer kleinen Stunde eine sehr schmackhafte Fleischbrühe bereiten. Man schneidet das vom Fette gereinigte Fleisch in sehr kleine Stücke, bringt dieselben in einen Topf mit kaltem Wasser, feuert langsam bis zur Siedehitze, schäumt dann ab, salzt und erhält, wenn man die Brühe nun noch einige Minuten schwach kochen läßt, eine kräftigere und schmackhaftere Fleischbrühe als beim gewöhnlichen Verfahren.

(Fortsetzung folgt.)

Stoße man sich nicht an diesem Titel! Wir wissen den nachfolgenden Gedankenspähen keinen andern zu geben. Wir haben Manches auf dem Herzen, was einer weiteren Ausführung werth wäre, allein im ewig bewegten Dienstleben und in dem Drängen der täglichen Arbeit fehlen die Ruhepunkte dazu. Es gilt für uns von der Hand ins Maul leben in geistiger Beziehung. Was Andere in Muße ausarbeiten und dreimal überlegen können, ehe sie es der fatalen Druckerschwärze anvertrauen, muß bei uns im ersten Gusse fertig werden. Die Gupfnäthe fehlen freilich nicht; aber der Stoff, der gegossen worden, ist von gutem Klang und darin mag die Entschuldigung liegen. So mögen auch diese Wehrgedanken — Gedanken, wie sie aufstauen in der Berührung mit dem Leben, in einsamen Stunden, in Streifereien durch Wald und Hag oder auch beim raschen Ritt auf flüchtigem Pferd — meinen Kameraden zur Prüfung und wo es nothwendig erscheint, zur Diskussion empfohlen sein. Regen sie diese an, so ist ihr Zweck erfüllt.

I.

Strategisch-Defensiv! Taktisch-Offensiv! Unser Vaterland ist ein kleines Land. Seine Politik ist Friede, Ruhe, Entwicklung des innern Lebens, des Nationalwohlstandes. Seine Devise lautet: Recht und Freiheit. Eroberungsgelüste tauchen nur in den Träumen einer thatlustigen Jugend auf. In den Rathsälen finden sie kein Echo.

Wir sind umringt von großen Staaten; die Politik derselben kann sich eines Tages an dem Punkte treffen, wo die Mittel des gewöhnlichen staatlichen Verkehrs nicht mehr ausreichen, um ihre gegenstrebenden Interessen zu vereinigen, und wo an die Stelle der Verhandlungen der Krieg mit seinen gewaltsamen Mitteln tritt.

Unsere strategische Lage kann der einen Partei Vortheile, der andern Nachtheile bieten. Um die einen auszubeuten, um die andern abzuwehren, kann die eine oder andere Partei auf den Gedanken kommen, unseres Territoriums sich zu bemächtigen. Das Mittel dazu muß der Krieg sein!

Das Mittel dazu muß der Krieg sein. Das müssen wir in erster Linie uns selber recht deutlich sagen und es als eine Nationalüberzeugung in uns aufnehmen. Wir müssen daran glauben, daß es kein anderes Mittel giebt, um dieses schwere Ereigniß von uns abzuhalten, als der Krieg. Und wenn dieses in Fleisch und Blut, in alle unsere Anschauungen übergegangen ist, so werden wir auch kein Opfer scheuen, um uns auf den Krieg zu rüsten. Je fester und fester aber diese Ueberzeugung in uns ihre Wurzeln schlägt und je mehr sie ihren Ausdruck in all unsern staatlichen Handlungen und in unserm ganzen politischen Verkehr findet, desto eher imponirt sie auch den Gelüsten der einen oder andern kriegführenden Partei, die strategische Lage unseres Vaterlandes im Herzen

von Europa nach ihren allfälligen Interessen durch rasche Besetzung unseres Territoriums auszubeuten. Die zugreifende Partei weiß, daß ihr Uebergriß zum Krieg mit einem Volk führt. Der Krieg mit einem Volk ist aber eine unbekannte Größe, die alle Wahrscheinlichkeitsberechnungen zu täuschen vermag.

Der Krieg gegen uns wird in diesem Falle für den Gegner ein Offensiv-Krieg sein. Das heißt, er greift uns an, indem er unsere Grenze überschreitet. Für uns ist er ein Defensiv-Krieg. Das heißt, wir vertheidigen uns, indem wir seinen Angriff abweisen.

In diesem Verhältniß werden wir uns in den meisten Fällen befinden. Undenkbar ist ein anderes Verhältniß nicht, allein seine Wahrscheinlichkeit liegt einstweilen noch nicht nah. Das wäre ein Krieg mit Verbündeten gegen eine dritte Macht.

Bleiben wir bei dem erstern Verhältniß, so drücken wir dasselbe kunstgerecht aus, indem wir sagen: Strategisch werden wir uns in der Defensiv befinden.

„Vix huius operabimur!“

op. Dieses zugegeben, so fragt es sich dann weiters: ist es deshalb nothwendig auch taktisch in derselben zu verbleiben? Oder mit wetterer Auseinandersetzung: Ist es nothwendig für uns, den Angriff des Feindes mit unserer Streitmacht rein abzuwarten, in günstigen Positionen, hinter großen Naturhindernissen, verstärkt durch Verschanzungen *z.*, weil er unser Land mit Krieg überzieht, folglich den Angriff eröffnet und weil die Politik unseres Landes, deren Werkzeug die Armee ist, sich darauf beschränkt, mit demselben den Angriff abzuweisen und nicht darauf sinnt, ihrerseits in das feindliche Land einzufallen, einen Angriffskrieg zu führen *z.*

Für uns ist die Antwort von je entschieden gewesen: Nein, nein, nein!

z. Wir müssen jedoch die Antwort näher motiviren und wir thun es gerade deshalb, weil wir einem Vorurtheil entgegentreten wollen, das sich in der öffentlichen Meinung, in den Rathsfällen, ja sogar in unserer Militärinstruktion geltend macht und dem wir geradezu jede Berechtigung absprechen.

Wir meinen das Vorurtheil, daß nicht allein die schweizerische Politik, sondern auch die schweizerische Heerführung sich rein auf die Defensiv beschränken müsse. Diese durchaus falsche und gefährliche Ansicht hat seit Jahren entsetzlich gewuchert und nirgends ist ihr bisher mit dem strengen Ernst der Nothwendigkeit eines andern Glaubensbekenntnisses entgegengetreten worden, wenigstens nicht in genügendem Maße. Wir wollen es hier versuchen. Wögen Gleichdenkende uns darin unterstützen.

Wenn in unseren öffentlichen Kreisen die schweizerische Kriegererei besprochen wird, so hört der Unbefangene allerhand von unsern festen Bergen, unsern tiefen reißenden Flüssen, unsern gewaltigen Positionen, unsern zahlreichen Schützen *z.* Wage der Feind heranzukommen, so würde er sich unfehlbar den Hals an allen diesen Schwierigkeiten brechen. Das Gleiche wird an Schützenfesten und ähnlichen Anlässen von der Tribüne herab gepredigt und verfehlt selten einen

Eindruck zu machen, indem diese ganze Anschauung erlaubt, sie reichlich mit volltönendem Phrasenwerk auszuschnücken. Namentlich marschirt dann jene eigenthümliche Schützentaktik auf, die darin besteht, hinter unangreifbaren Naturhindernissen gedeckt, aus sicherem Versteck dem Gegner die „nie fehlende“ Kugel zuzusenden.

bin taktisch

Fragen wir nach den Anschauungen in den Rathsfällen, so tönen uns die gleichen Phrasen entgegen und finden ihr Echo in den zahlreichen Blättern des Tages.

Sinen ähnlichen Ton schlägt eine gewisse Literatur an, deren extremster Ausdruck seiner Zeit die barocke Broschüre des sel. Olias war.

Das Alles gieng noch an! Allein die Gefahr dieses blendenden Phrasenwerkes geht weiter, sie greift die gesunden Anschauungen des Krieges bei unsern Offizieren und unsern Soldaten an und da muß entgegengearbeitet werden. Wir wollen dieß mit wenigen Beispielen beweisen.

Reglement anders lauten

Frage man z. B. irgend einen Offizier, dessen militärische Bildung der durchschnittlichen unserer Militäroffiziere entspricht, über irgend ein taktisches Verhältniß, frage man ihn: „wie benehmen Sie sich bei dieser oder jener Gelegenheit, wenn Sie auf den Feind stoßen, mit Ihrer Kompagnie, Ihrem Bataillon?“ — so wird unter zehnmal neunmal die Antwort lauten: „ich werde eine gute Position suchen, mich in derselben bestmöglichst decken und so den Angriff des Feindes abwarten und abzuschlagen suchen.“ Lasse man ihm etwas mehr Zeit, setze man nicht voraus, daß er plötzlich auf den Feind stoße, sondern daß er einige Stunden vor sich habe, ehe der Feind herankomme, so beabsichtigt er gewiß sich zu verschanzen, zu verbarrikadiren, kurzum seine Position möglichst zu befestigen. Schwerlich wird er antworten: „In diesem Falle ist der Feind überrascht wie ich, ich suche ihn daher je nach der Sachlage überraschend anzugreifen und ihn zum Teufel zu jagen.“

Gebe man einem Offizier einen Bericht auf über einen gewissen Terrainabschnitt, er solle ihn militärisch würdigen, so ist so viel sicher, daß sein Rapport und seine Croquis von Befestigungs- und Verschanzungsvorschlägen aller Art wimmeln. Wer es nicht glauben will, überzeuge sich gefälligst in den Berichten und Akten der Reconnaissancen von 1859 und 1860.

vgl. Rapot

Nun fragen wir, warum ist es so? Unser Volk ist ein herzhaftes kräftiges Volk, das im Kampf mit dem Leben, im beständigen Kampf mit einer kargen und wilden Natur sein Herz täglich stählt, das vom Hauch der Freiheit von Jugend an umweht, seine Unabhängigkeit über Alles schätzt und das ein tief entwickeltes Nationalgefühl auszeichnet.

Unsere Geschichte lehrt uns gerade das Gegentheil der heutigen Anschauungen. Vom Bund im Rütli bis zum Ende der alten Schweiz sehen wir Krieg um Krieg gegen unsere Marken brausen. Herrschaftliche Nachbarn bedrohen uns und greifen uns an. Wir sind die Angegriffenen, also strategisch in

der Defensiv, allein in jedem Krieg suchen wir den Angreifenden, wir verbergen uns nicht wehleidig in unsern Schluchten, sondern gehen dem Eindringlinge kühn entgegen.

Nehmen wir z. B. die Burgunderkriege, diese gewaltigsten unserer Freiheitskämpfe. Der Herzog von Burgund, einer der mächtigsten Herrn seiner Zeit, fällt mit einem nach damaligen Begriffen, unermesslichen Heer in unsere Gauen; sein Stoß zielt direkt auf das Herz der Schweiz, auf Bern; was sehen wir nun? Heute würde man sagen: Verschanzt euch hinter Mure und Ziehl, wartet bis der Gegner diese Flüsse zu überschreiten versucht, dann tretet ihm mit ganzer Macht entgegen! Die alten Heerführer aber wußten es anders. Sie gingen dem burgundischen Heere fest entgegen. Ihre Avantgarde deboussirt aus dem Defilee von Lalance, herwärts Grandson, und stößt auf den Gewaltthaufen des Feindes. Sie hält dem gegnerischen Stoß Stand, sie verwickelt ihn ins Gefecht und hinter ihr, gedeckt durch ihren Widerstand, zieht sich das Gros heraus aus dem Engniß, rechts hinauf an den Halden, den feindlichen linken Flügel umfassend und stürzt sich mit ganzer Macht auf die burgundischen Massen. Die Bewegung entscheidet, die Schlacht ist gewonnen. Wie einfach, wie schön und wie kühn ist diese ganze Operation.

So auch bei Murten. Studiert diese Schlacht! Da sind die Prinzipien einer im innersten Herzen gefunden Heerführung in glänzendem Beispiel zu finden. Wiederum geht die schweizerische Armee dem Feind entgegen; sie wartet nicht hinter gewaltigen Hindernissen, nein, sie sucht den Gegner und greift ihn in seinem Lager an, überraschend und wiederum seine Flanke umfassend. Der Sieg krönt auch diese That.

Nehmt den Schwabekrieg. Ihr findet die gleiche Taktik. Dann kommen jene Riesenkämpfe in den Pöniederungen, jene glorreichen Schlachten, von denen die fernste Nachwelt zu erzählen weiß. Was war es, was die Schweizer gefürchtet machte. Doch wahrlich nicht die Schützenkunst, wohl aber der sichere Blick der schweizerischen Generale für die feindlichen Fehler und Schwächen, die Kühnheit, mit der sie dieselben auszubeuten wußten, der furchtbare Drang, drauf und dran zu gehen, der den letzten Mann im Streithaufen besetzte — das imponirte dem Gegner, das errang den Sieg. Gegenüber dieser Taktik erblickten die deutschen und welschen Vorbeeren.

Und wenn wir fragen, was machte die schweizerischen Regimenter im Fremden Dienste während Jahrhunderten zu den ersten Soldaten Europas, trotzdem daß Manches in ihrem Innern faul war und selten wirklich große militärische Talente sich in denselben Bahn brechen konnten. Es war nicht allein ihre Unerschütterlichkeit im Feuer, die andere Truppen auch zeigten, es war vor Allem die Energie ihres Angriffes, wie sie zu demselben geführt wurden. Das überraschte und imponirte und war das eigentliche Element zum Erfolg.

Blicken wir endlich auf den Untergang der alten Schweiz, so sehen wir in den Todeskrämpfen der-

selben die altschweizerische Taktik noch einmal aufblühen und das Ende verkünden. Bei Neueneck, bei Rothenthurm, bei Morgarten waren diese glorreichen Kämpfe nichts anders als Epigonen der alten Freiheitskämpfe!

Wenn dieses Alles wahr ist — und wer wird es zu leugnen wagen — so fragen wir nochmals: warum ist bei uns eine solche Anschauung des Krieges nicht mehr daheim und hört man von nichts als von Vertheidigungs-Positionen, Verschanzungen zc.?

Ist unser Volk geistig oder körperlich degenerirt? Nein, entschieden nein! Ein Volk, dessen Nationalgefühl so entwickelt ist, wie beim unsrigen, ist geistig reifer geworden. Oder physisch? Nein, auch das nicht, trotz der aufstrebenden Industrie. Das beweisen die Moralitätstabellen, das beweist die frische Jugend, die unsere Bataillone bildet. Nur unverständiger Pessimismus wird das Gegentheil behaupten.

Wie erklären wir uns aber diese Erscheinung? Einfach durch die langen Friedensjahre von 1813 an. Die technische Entwicklung der Handfeuerwaffen verdunkelte die klaren und gesunden Begriffe. Man schwärmte sich in eine Art von Schützen- und Schießschwindel hinein, der bis in unsere Reglemente sich verlor.

Wir stehen übrigens damit nicht allein. Die halbe militärische Welt von Europa theilte diese Anschauungen, bis die gewaltigen Schläge des Krimkrieges und die noch gewaltigern des italienischen den Schleier zerrissen, den eine an kriegerischen Erfahrungen arme Zeit gewoben, und uns zeigten, daß die alten Prinzipien der Kriegsführung noch heute gültig sind und daß das rein defensiv Element, das seine Nahrung in der technischen Vollendung der Handfeuerwaffen fand, eben nur bis zu einem gewissen Grade seine Berechtigung habe und daß die letzte Entscheidung immer im Angriff, im Dran- und Draufgehen gesucht werden müßte.

Diese Erfahrungen waren für diejenigen, die von je an dieser Anschauung festgehalten hatten, eine wahre Erfrischung, wie ein Luft reinigendes Gewitter nach langer Sommerschwüle.

(Fortsetzung folgt)

† Anton Joseph Amacker,
Kommandant des Bataillons Nr. 53.

Am 17. März dieses Jahres ist ein Veteran aus unsern Reihen geschieden, der den bescheidenen Kranz wohl verdient, den wir hie mit auf sein Grab legen.

Anton Joseph Amacker, einer alten Ober-Walliser Familie entstammend, wurde im Jahr 1793 in St. Maurice geboren und erhielt seine Erziehung im Gymnasium der genannten Ortschaft. Seine militärische Laufbahn begann er von der Pike an; als Unteroffizier im Walliser Bataillon von Courten wohnte er 1815 der Belagerung von Hüningen bei.